

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der "Wir"- Gedanke in der Geschichte

erweitertem Sinne gebraucht, wenn eine planmäßige Tätigkeit, welche auf ein anderes Ziel gerichtet ist und als Nebenerfolg Erziehung in sich aufnimmt, so benannt wird. In diesem Sinne sprechen wir von der Erziehung durch den Vorgesetzten im Amtsverhältnis, durch den Offizier im soldatischen, durch den Geistlichen im Gemeindeverhältnis, ja durch das Leben selber in dem allgemeinsten aller Verhältnisse, in denen der Mensch sich findet" (S. 190 f.). Die Erziehung durch das Leben gehört zweifellos jener oben beschriebenen Sphäre unbewusster Erziehungswirkungen an, während die anderen, von Dilthey angeführten Erziehungsverhältnisse in einer mittleren Region zwischen funktionaler und rationaler Erziehung liegen, da hier eine planmäßige Tätigkeit vorliegt, die zwar nicht unmittelbar auf ein erzieherisches Ziel gerichtet ist, aber doch mittelbar erzieherische Wirkungen im Gefolge hat (vgl. Kriecks „Drei-Schichten-Lehre“, wie sie in der Abhandlung „Erziehungsphilosophie“ in dem von A. Baumeister und M. Schröter herausgegebenen „Handbuch der Philosophie“, S. 28 ff., entwickelt ist). Auch andere Äußerungen Diltheys weisen darauf hin, daß er die Ausweitung der Erziehungsidee im Sinne Kriecks schon deutlich gesehen, wenn auch noch nicht zu methodischer Klarheit abgehoben hat; so z. B. wenn er von der Übermittlung des geistigen Erbes der Vergangenheit an das kommende Geschlecht spricht und diese sich nicht allein durch absichtliche und planmäßige Erziehungstätigkeit vollziehen läßt, sondern auch durch jene absichtslos in Familie und Gesellschaft sich herstellende Assimilation der Jungen an die Alten vermittelt Vorbild und Nachahmung (S. 192). Dagegen ist die Idee der autonomen Erziehungswissenschaft, die wir ebenfalls Krieck verdanken, noch nicht in Diltheys Blickfeld eingetreten. Er setzt die Pädagogik in allzu große Abhängigkeit von den Wissenschaften der Psychologie und der Ethik, indem er von dieser ihr Ziel bestimmt, von jener ihre allgemeine theoretische Grundlage gelegt wissen wollte. Die hierauf zielenden Erörterungen nehmen in Diltheys Lehre einen breiten Raum ein, vor allem das, was er über die psychologischen Voraussetzungen der Erziehungswissenschaft zu sagen hat. Hier finden sich viele feine und geistvolle Bemerkungen, die auch heute noch wertvoll sind, wenn wir auch seine psychologische Theorie nur mit kritischen Vorbehalten uns aneignen können. Zu jenen gehören auch die Äußerungen über den pädagogischen Genius, die wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen, weil sie zeigen, daß Dilthey kein kalter Theoretiker war, sondern eine lebensvolle Persönlichkeit, die ihrem Gegenstand auch innerlich nahestand und tiefe Blicke in das Wesen des Erziehers und sein Verhältnis zum Zögling getan hatte. Er war der Ansicht, daß das Genie des Pädagogen genau so ursprünglich sei wie das des Dichters, des bildenden Künstlers oder des Mathematikers. Wohl ist er seltener in der Geschichte aufgetreten und zeigt eine ganz andere Gemütsbeschaffenheit wie etwa der Dichter oder Künstler; aber sicherlich gehört er, wo das Charisma ihn ergriffen hat, zu den großen schöpferischen Persönlichkeiten der Geschichte. Dilthey rechnet Sokrates, Platon, Abälard, Comenius, Pestalozzi, Fröbel und Herbart zu den bedeutendsten pädagogischen Genien der Vergangenheit. Nun ist das wichtigste Problem bei aller Erziehung das gegenseitige Verstehen von Erzieher und Zögling, und hierbei handelt es sich vor allem darum, daß der Erzieher die Gabe besitzt, sich in die Seele des Kindes hineinzuversetzen und durch eine Art Verwandlung seiner selbst auf dessen Stufe herabzusteigen. Der Verstand tritt bei diesem Vorgang sehr viel weniger ins Spiel als das Gemüt und die Anschauungskraft, und es sind also vorwiegend irrationale, gefühlsmäßige Faktoren, durch welche dieses Verhältnis bestimmt wird. „Wir verstehen einen Menschen nur, indem wir mit ihm fühlen, seine Regungen in uns nachleben; wir verstehen nur durch Liebe. Und gerade an ein unentwickeltes Leben müssen wir uns annähern durch die Kunst der Liebe, durch ein Mindern unserer eigenen Gefühle in das Dunkle, Unentwickelte, Kindliche, Reine“ (S. 201), fürwahr goldene Sätze, die jedem Erzieher ins Stammbuch geschrieben werden müßten. Ein zweiter Grundzug, der den echten und ursprünglichen Erzieher kennzeichnet und mit dem ersten nahe verwandt ist, ist ein gewisses Maß an ungebrochener Naivität, wodurch ebenfalls erst die Annäherung an die Seele des Zöglings ermöglicht wird. Auch hier tritt die verstandesmäßige Reflexion in den Hintergrund, und es ist die Macht des ursprünglichen Fühlens, durch welche die erzieherische Einwirkung fast ausschließlich ausgelöst wird. Die Übertragung von Wissen und Lehrgut, die durch rationale Operationen vollzogen wird, ist demgegenüber ein sekundärer Vorgang, der erst dann wahrhaft fruchtbar zu werden vermag, wenn die gefühlsmäßige Basis des Verstehens bereits vorhanden ist.

Wilhelm Dürhammer

Der „Wir“-Gedanke in der Geschichte.

Der § 10 des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 spricht von dem Gelöbnis, das die Mitglieder des Vertrauensrates eines Betriebes am Tage der nationalen Arbeit vor der Gefolgschaft abzulegen haben; sie versprechen, „in ihrer Amtsführung nur dem Wohle

des Betriebes und der Gemeinschaft aller Volksgenossen unter Zurückstellung eigennütziger Interessen zu dienen und in ihrer Lebensführung und Dienstleistung den Betriebsangehörigen Vorbild zu sein“. Die Verpflichtung geht demnach über das dienstliche Leben bis in den ureigenen Bezirk des Privatlebens

hinein; denn Betriebsführer wie Vertrauensmänner geloben, auch in der Lebensführung Vorbild zu sein. Ohne Zweifel ist diese Bestimmung nicht lediglich eine Forderung, um den Gesetzestext zu verschönern. In solchen sind frühere Gesetze nicht arm gewesen; man denke nur an den sicherlich sehr gut klingenden Satz der Weimarer Verfassung: „Eigentum verpflichtet“. Im Sinne des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit muß es (wenn auch unausgesprochen) liegen, daß eine miserable Lebensführung eine Verletzung der sozialen Pflicht und damit ein Verstoß gegen die soziale Ehre ist, die gemäß §§ 36 ff. von den Ehrengerichteten geföhnt wird.

In den Zeiten ausgesprochenen Ich-Empfindens hätte man die Einbeziehung des privaten Lebens in die Verantwortung gegenüber der Gefolgschaft als eine Annäherung, als eine Unmöglichkeit empfunden. Solche Forderungen konnte gegebenenfalls ein Orden, eine studentische Gemeinschaft aufstellen. Als Gemeinschaft empfand man weder die Mitarbeitenden innerhalb eines Betriebes, noch die Mitbürger innerhalb eines Volkes.

Dies ist anders geworden. In Deutschland, seit unter Adolf Hitlers Führung der Gedanke der Schicksalsverbundenheit unseres Volkes die große Deutung und Gestalt bekommen hat. Aber auch andere Völker sind von ähnlichen Ideen berührt worden; der Faschismus in Italien, der Common Wealth-Gedanke in angelsächsischen Ländern, sie deuten auf einen Umbruch hin so großen Ausmaßes, daß man von dem Anbruch eines neuen Zeitalters sprechen kann¹.

Die Geschichtswissenschaft hat das historische Geschehen in Abschnitte zerlegt, deren Bezeichnungen aber in keinem Zusammenhang zu den tragenden Merkmalen der Zeiten stehen. „Alttertum, Mittelalter, Neue und Neueste Zeit“, diese Namen sagen nicht viel mehr als die natürliche Aufeinanderfolge verschiedener Zeitperioden. Sie sind gewählt aus gegenwärtiger Betrachtung mit rückwärtiger Schau heraus, aber in ihnen findet sich nichts, was die Zeiten selbst zu kennzeichnen vermag.

v. Selchow schlägt andere Bezeichnungen vor. Was wir Alttertum nennen, also etwa die Zeit bis zur Völkerwanderung, heißt Vorzeit. In ihr ist die Welt des Mittelmeeres von der Welt des Nordens getrennt. Keine weiß von der anderen mehr als Ungenaueres, Sagenhaftes und jede empfindet die andere als fremd, barbarisch.

Der Vorstoß germanischer Stämme in die Mittelmeerkultur ist die Wende. Nordische Kraft und Tiefe vermählt sich mit der Kultur des Mittelmeeres zu dem Allgedanken einer neuen Zeit, Allzeit genannt. Die politische Grundlage ist die Allmacht-Idee der Weltbeherrschung, die von den römischen Kaisern über Theoderich zu Chlodwig und den Franken führt; die geistige Grundlage ist der Allgedanke der religiösen Durchdringung durch das Christentum. Augustins Gottesstaat ist der Ausdruck dieses Wollens. Wotan stirbt, aber es stirbt nicht mit ihm der heldische Gedanke, der den Völkern des Nordens eigen war und

der im Heliand, im Deutschorde, in der Gotik und im Bamberger Reiter immer wieder Ausdruck fand. In der Allzeit ist der einzelne nichts, das Volk nicht viel, der wohlgeordnete und vorausbestimmte Plan Gottes alles. Es gibt keinen Gegensatz zwischen Kassen, aber es gibt einen zwischen Christentum und Heidentum; als das Land, in welchem Christus selbst einst gelebt hat, in die Hand der Heiden fällt, da gibt es nur eine Aufgabe für hoch und niedrig, arm und reich, es wieder aus ihrem Besitze zu entreißen. Die christliche Welt wird eine Einheit; Gott will es! ist der Ruf für Tausende, die in ihren privaten Interessen verschieden, oft gegensätzlich sind. Da gibt es kein Ich mehr; der einzelne, durch Geburt in einen Stand versetzt, sieht das diesseitige Leben als Vorbereitung für das jenseitige an. Bewährt er sich hier, so wird es an Anerkennung dort nicht mangeln.

Auch die künstlerische und die wissenschaftliche Welt ist von diesem Allgedanken beherrscht. An dem Bau der gewaltigen Dome bauen viele, er ist eine Angelegenheit für die ganze Bürgerschaft, aber der einzelne tritt zurück, ja wir kennen oft nicht einmal den Namen des Künstlers, der den Plan entwarf. Die Scholastik will die Gesamtheit des Wissens, die Geschichtsschreibung die Gesamtheit des Geschehens umfassen. Plastik und Malerei halten sich im wesentlichen an vorgeschriebene religiöse Motive; sie sind nur Mittel zum Zweck, niemals Selbstzweck². Auch die Musik, die beste Ausdrucksform des Ichgefühls, tritt zurück. Die Allzeit wird abgelöst von der Ichzeit. Der Übergang ist selbstverständlich nicht plötzlich und unvermittelt vor sich gegangen. Das 14. und 15. Jahrhundert sind Jahrhunderte gewaltiger Widersprüche und Gegensätze. Die Allzeit ist jenseitig, die Ichzeit diesseitig, jene war statisch, diese dynamisch. Dom und Burg³ sind in der Allzeit Ausdruck des Erkenntniswillens und des Machtwillens gewesen; ihnen entsprach Priestertum und Rittertum. Der Dom wird abgelöst von der Klosterkirche sich immer mehr differenzierender Orden, die Burg abgelöst von dem Palast, dem Schloß selbständiger Fürsten. Diese Paläste, oft aus einer persönlichen Laune des Fürsten entstanden, tragen auch im Grundriß und im Äußern das Individuelle. Die Gelehrsamkeit trennt Glaube und Wissen. Zeit und Bewegung, Uhr und Kompaß, werden Ausgangspunkte für die Naturwissenschaft. Nicht mehr allgemeine Weltchronik, sondern bürgerliche Stadtchronik oder höfische Fürstchronik wird geschrieben; nicht mehr die große epische Dichtung, sondern das kurze, oft beißend spöttische oder leidenschaftliche kritische Gedicht steht im Kurse. Dante steht am Ende der alten, Gutten, Sachs, Fischart, Kabelais am Anfang der neuen Zeit.

Auch das völkische Leben nimmt andere Gestalt an. Eine Stadtseele entsteht, ein Bürgerbewußtsein innerhalb festgefügtter Tore und Mauern, das Politik auf eigene Faust unternimmt, nicht selten gegen Kaiser und Reich. Dabei denke man daran, daß es einst dem deutschen Orden ohne weiteres möglich gewesen war, Bewohner westdeutscher und flandrischer Städte, die

¹ So Bogislaw v. Selchow: An der Schwelle des vierten Zeitalters. Verlag Koehler, Leipzig, 1930.

² Nur so ist die herrliche Plastik des Reiters im Bamberger Dom an so unglücklicher Stelle zu verstehen.

³ Die Burg selbst ist aus dem Bauernhof entstanden.

durch die wirtschaftliche Schwergewichtsverschiebung infolge der Kreuzzüge arbeitslos geworden waren, als Siedler in die neu erschlossenen Gebiete des Ostens zu bringen. In der Ichzeit werden Bürger und Bauer Gegensätze im Geistigen wie im Persönlichen. In der Stadt entsteht das Kontor mit der doppelten Buchführung und die Gelehrtenstube mit den Hilfsmitteln beginnender exakter Forschungsmethoden. In der Allzeit überließ man den Juden den Geldhandel, in der Ichzeit beugen sich Christen und Juden unter das Geld als eine Weltmacht.

Die Ichzeit erfährt den gesteigertsten Ausdruck im fürstlichen Absolutismus. Über ein ganzes Jahrhundert weg werden die Völker fast nur wegen fürstlicher Erbsprüche (oft recht zweifelhafter Art) in den Krieg geführt. Wenn der Städter nach dem Gelde jagt, giert der Fürst nach Geld und Land. Stammes- oder Blutgrenzen sind kein Hindernis dabei. Auch Friedrich der Große, der die Herrscherpflichten bekanntlich auf eine höhere ethische Stufe der Staatsraison stellte, ist Kind dieser Ichzeit. Er verselbständigt die Staatsidee und will ihr erster Diener sein; aber er denkt nicht völkisch, d. h. deutsch, sondern preussisch. Er konnte auch gar nicht anders denken. Mit der französischen Revolution, so sagt man, beginnt die neueste Zeit. Man kann sich mehr darunter vorstellen, wenn man sagt, daß das fürstliche Ich vom bürgerlichen Einzel-Ich verdrängt wird.

„Freiheit“, „Gleichheit“, sind nicht Forderungen des Volkes, wie es in Geschichtsbüchern oft heißt, sondern Forderungen des einzelnen, in Massen vorgebracht. Weder Rasse noch Takt spricht aus ihnen. Am sinnfälligsten wird das im Marxismus. Nicht Sozialismus, also Gemeinschaftsdenken, sondern ichhaftes Massendenken stellt dieser dar. Er ist der Kapitalismus des kleinen Mannes.

Der Liberalist wie der Marxist entfernt sich vom völkischen Boden. Durch sie wird die Idee von der Freiheit eines Christenmenschen, die einst das 16. Jahrhundert eingeleitet hat, entsittlicht und verbraucht. Unser Geschlecht kennt die Wirkungen: aus Rasse wird Entartung, aus Zucht Hemmungslosigkeit, aus Bildung Verbildung und Überbewertung des einzelnen. An Stelle von Schau und Besinnung tritt Unruhe und Saft, Entfremdung von der Natur, vom Nachbarn, von der eigenen Seele. Die Menschen sind sich räumlich näher und wurden sich doch fremder denn je. Ersatz für diese Fremdheit wird im mechanischen Genuß gesucht. Bis in die letzten Bezirke irdischen Seins geht diese Mechanisierung. Die Erotik, das Sexualleben wird von ihr erfaßt, die Zeugung rationalisiert, die Nachkommenschaft geregelt.

So kommt es, daß der Mensch als einzelner besser, als Rasse schlechter lebt als vordem. Wer denkt noch an Rasse? Wer wagt es noch, etwas aus sich selbst heraus zu deuten, da alles nur aus der „Relativität“ zu etwas anderem erklärbar scheint?

Das Zweite Reich umfaßt eine Zeitspanne von knapp 50 Jahren. Was sind aber 50 Jahre im Hinblick auf das kosmische Geschehen, im Hinblick auch nur auf die 3000 Jahre, die wir als erforschbare Zeit der Menschengeschichte ansehen können! Trotzdem lohnt die Betrachtung; denn wer diese 50 Jahre betrachtet, er-

schaute gewissermaßen den letzten Akt eines Dramas, in dem die Handlung, zum Höhepunkt geführt, jäh abstürzt. Der Weltkrieg ist dieser Absturz; doch der feige Schuß des Serajewoer Mörders ist nur sein Anlaß, nicht sein Grund. Dieser liegt in der übersteigerten Individualisierung, in der übertriebenen Herrschaft des Ichgefühls.

Im Geistigen ist Fr. Nietzsche der letzte große Exponent dieser Ichidee. Es gibt keine Steigerung mehr über ihn hinaus. Wer seinen Schritten folgt, wird den Meistern nicht übertreffen können. Wer aber schöpferisch bauen will, muß sich an anderem Material versuchen.

Dieses Material bietet ein neuer Zeitgedanke und eine neue Zeit. Wir erkennen plötzlich, daß wir der anderen bedürfen und in der Gemeinschaft leben. Diese Gemeinschaft ist etwas, das wir als Neues erleben müssen. Nicht das Wort, sondern der Inhalt ist das Neue. Aus dreierlei kann die Gemeinschaft entstehen: aus Blut, aus Freundschaft, aus Nachbarschaft. Gemeinschaft aus der Freundschaft ist in der seelischen Übereinstimmung zweier oder weniger Menschen begründet; Gemeinschaft aus Nachbarschaft ist in der Zeit der Entpersönlichung und der Risikoabwälzung auf Versicherungen in der Stadt ganz, auf dem Lande weitgehend verloren gegangen. Gemeinschaft aus dem Blut heraus ist noch am ehesten in der Familie gewahrt geblieben; aber auch diese trug die Zeichen des Verfalls schon allzu häufig an sich.

Am lebendigsten ist die Gemeinschaft, die aus dem Blute herrührt. Wer kämpft, der will das Er kämpfte nicht mit in das Grab nehmen, der will blutsmäßige Nachkommen haben, Fleisch seines Fleisches und Geist seines Geistes. „Blut ist ein ganz besonderer Saft“, im eigentlichen wie im übertragenen Sinne. Der Geld verachtet den Tod und er stirbt niemals ganz, wenn er in Kindern und Kindeskindern leben kann.

Das Gemeinschaftsgefühl, das aus der Nachbarschaft entspringt, steht demnach im Raume. Man stammt nicht voneinander durch die Bande des Blutes, sondern man lebt nebeneinander, man leidet und genießt miteinander. Man ist Genosse, weil das gleiche Schicksal über einem steht. Das Gefühl solcher Genossenschaft ist aber das Ergebnis von Zucht, diese das Ergebnis von Rasse.

Das Gefühl für Blutsverbundenheit und Schicksalsverbundenheit ist das Merkmal der neuen Zeit. Ihm setzen wir alles hintan, was Gut und Geld heißt. Wir lehnen das Ich ab, weil der eine des andern bedarf, der seines Blutes und seines Bodens, seiner Sprache und seiner Geschichte ist. Wahre Geschichte ist Rassegeschichte und Politik, denn diese bedeutet das Leben. Solcher Politik ordnen wir alles unter, auch die Wirtschaft. Der Händlergeist steht hinter dem Geldgeist, der Eigennutz hinter dem Gemeinnutz⁴. So nur kann das Wort verstanden sein. Nicht Ausschaltung des persönlichen Strebens nach Ehre und Macht, sondern zuchtvolle Einordnung dieses Strebens muß die Lösung sein.

⁴ Die wirtschaftliche Seite soll in einem späteren Aufsatze behandelt werden.

Die Wirzeit verlangt nicht ein Volk von Asketen. Wer kämpft, will besitzen, ob der Besitz Ehre, Ruhm heißt oder in Gütern besteht. Die Wirzeit wehrt nicht dem Asketen, dem Heiligen; aber sie erkennt die Gegenfälligkeit und sie steht damit den kosmischen Flutungen, die wir Leben nennen, näher als irgendeine andere Zeit.

Der Held, der Führer ist die gesteigertste Form des kämpferischen, damit des männlichen Prinzips. Er macht Geschichte, er verändert die Umwelt nach seinem Willen, er wird dadurch „sündhaft“ auch bei bestem Willen und beugt sich dann auch vor der läuternden Größe und Reinheit wahren Weibtums („des ewig Weiblichen“). Der Held lebt in der Welt der Tat, er will eine Welt gestalten, welche diesseitig ist. Ihm steht die Welt der Wahrheit gegenüber. In ihr ist der Priester zu Hause, und es spricht für das Empfinden der Germanen, daß bei ihnen Frauen das Priesteramt bekleidet haben. Der Priester darf die Welt der Wahrheit nicht verlassen, will er sie nicht verraten. Einsiedelei und Erkenntnis, Besitzlosigkeit und Zölibat stehen ihm nahe; er verachtet das Leben, wie der Kämpfer den Tod verachtet. Ein Priester, der Geschichte machen will, begeht eine Sünde wider den Geist des Göttlichen und seiner Mission.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Notwendigkeit des Verbotes konfessioneller Politik klar werden.

Der Nationalsozialismus als eine Ausdrucksform der Wirzeit nimmt die Scheidung der Daseinsströme, wie sie im männlichen und weiblichen Prinzip verkörpert sind, vor. Er benutzt nur das erstere, um diese irdische Welt zu gestalten. Das weibliche Prinzip soll die Aufgabe haben, zur Selbstbestimmung und Läuterung aufzufordern.

Die Wirzeit steht vor unserer Türe. Alle müssen über ihre Schwelle treten.

Aber es kommt darauf an, ob wir aufgerichteten Ganges und aufmerksamen Auges in eine neue Zeit schreiten oder ob wir unsicheren Schrittes und zweifelnden Herzens uns vorwärts tasten. Im ersten Falle sind wir Hammer, im zweiten Amboß. Im ersten Falle sind wir führende, im zweiten Herde. Das Schicksal hat bei jeder ganz großen Zeitenwende den mitteleuropäischen Raum als den Raum seelisch junger Völker zum Schauplatz auserkoren. Die Völkerwanderung, die Reformation und der Weltkrieg rasten über seine Erde hinweg. Dem deutschen Volke scheint die Vorsehung nicht den Erwerb materieller Reichtümer bestimmt zu haben. Es scheint vielmehr unsere Bestimmung zu sein, die Mutter und Gebäerin der neuen ideellen Gestaltungen und Ideen zu sein.

Der Nationalsozialismus ist nach dem Ausspruch eines Ministers kein deutscher Exportartikel; aber er ist eine der Erscheinungsformen, in denen die kommende Wirzeit ihre praktische Gestaltung erfahren wird.

Heinrich von Treitschke.

(Zu seinem 100. Geburtstag am 15. September 1934.) Von August Nickel.

Das größte Geschenk für den Menschen ist der große Mensch. Und sicher ist, wir erleben menschliche Größe nicht nur einmal, im unmittelbaren Anschauen, wir erleben sie fast noch tiefer und innerlicher im Rückschauen. Heinrich von Treitschke ist deshalb auch heute schon längst ein unumstrittener Besitz unserer Nation geworden. Höher aber als Buch und Bildnis ist die lebendige Persönlichkeit, die den Wert dessen, was er schrieb, dermaßen überhöht, daß Treitschke uns in der Gegenwart beim Lesen seiner Worte über diese hinauszuwachsen scheint. Denn er war trotz manchen Widersprüchen ein selten einheitlich-geschlossener Mensch, der das darstellte, was er schrieb und was er von seinem Volk forderte. Fein hat Elisabeth Gäß in einem Beitrag „Erinnerungen an Heinrich Treitschke. Seine Freundschaft mit Wilhelm Gäß“ (veröffentlicht in „Zeitwende“, 4. Jg. [1928], S. 453 ff.) ihn so gezeichnet: „Seine Erscheinung zeugte von seinem inneren Selbst. Ich sehe sie deutlich vor

mir, hochragend und vornehm in jeder Linie, den stolz zurückgeworfenen Kopf, die mächtige Stirn, überstrahlt vom Feuer der herrlichen Augen, das gütige Lächeln, den offen freien Blick. Freiheit überhaupt, den freien Mann, den er in dem schönen Aufsatz „Die Freiheit“ (1861) so bezwingend schildert, die atmete sein Wesen. Frei schien er von Bedenken und kleinen Zerrungen, auch von ängstlichen gesellschaftlichen Rücksichten, die er sorglos beiseite warf, wenn sein Temperament ihn hinriß. Frei war er auch — und hierin eine ganze große Seele — von jedem Mißtrauen, jeder Bitterkeit und Empfindlichkeit, trotz dem schweren Schicksal, das sein Leben seit der Kinderzeit qualvoll beschattete: seiner Taubheit.“

Treitschke war der Sohn eines sächsischen Generals, in Dresden geboren am 15. September 1834. Der frühreife und hochbegabte Knabe träumte von großen Taten. Schon in den ausklingenden Jugendjahren war er tief durchdrungen vom festen Glauben an die göttliche Vorsehung in der Geschichte wie im